

Im Rahmen der Untersuchung „Bürgerbeteiligung in Berlin - 23 Interviews 2004“ von Hélène Bernard schildern 23 Gesprächspartner ihre subjektiven Erfahrungen zum Thema Bürgerbeteiligung, angefangen von der „behutsamen Stadterneuerung“ in den 80er und 90er Jahre, bis zu den heutigen Strukturen und Konzepten, in den Quartiermanagement-Gebieten.

Anhand von Einzelberichten werden die vielfältigen Möglichkeiten und Formen der Bürgerbeteiligung in der Praxis beschrieben, ihre Mechanismen, Grundlagen, Schwierigkeiten, Erfolge und Misserfolge. Die vorliegende Zusammenstellung soll einen kleinen Eindruck von der „alltäglichen Bürgerbeteiligung“, die das direkte Wohnumfeld betrifft, vermitteln und soll helfen, den noch währenden Prozess dieser Entwicklung besser zu verstehen.

Die 23 Gesprächspartner kommen aus den unterschiedlichsten Bereichen und sind z.B. Hauseigentümer, Bewohner und deren Vertreter, Politiker, Mieterberater, Sanierungsbeauftragte, Quartiersmanager usw.

Irmtraud Novakowski



Bezirk:	Tempelhof-Schöneberg
Stadtteil:	Schöneberg
Betroffenes Gebiet:	Quartiersmanagement Schöneberger-Norden (Bülowstraße/Wak)
Gebietstyp:	Zentrales innerstädtisches Wohngebiet in West-Berlin mit heterogener Baustruktur (Neubebauung aus den 70er Jahren und Altbausubstanz) und hohem Anteil an Sozialwohnungsbau, ca. 17.300 Einwohner
Projekt:	ABM - Projekt ZAG – „Zukunft Aktiv Gestalten“ des Trägers AG SPAS
Tätigkeit:	Einwohnerin und Multiplikatorin

Irmtraud Nowakowski, geboren 1943, wohnt seit 1997 in der Wohnanlage „Pallasseum“ aus der siebzigen Jahren (510 Wohnungen) in Schöneberg. 1998 hat sie gemeinsam mit anderen Mietern einen Mieterbeirat gegründet, um einen Abriss dieser Wohnanlage zu verhindern. Seit 1999 ist sie im Rahmen eines Besch ftigungsprogramms im Quartiersmanagement als „Multiplikatorin“ aktiv.

Irmtraud Nowakowski berichtet, wie die Mieter mit Unterstützung des Eigentümers und des Quartiersmanagements diesen verwahrlosten Wohnkomplex Schritt für Schritt verbessert und wiederbelebt haben.

Dafür musste die wichtigste Voraussetzung geschaffen werden: sich untereinander erst einmal kennen lernen.

Interview vom 30.07.04

Frau Nowakowski, Sie leben hier in der Wohnanlage „Pallasseum“ aus der siebzigen Jahren, die zum Quartiersmanagementgebiet Bülowstraße¹ gehört. Sie gelten als „Multiplikatorin“. Können Sie uns etwas über das Leben im Pallasseum erzählen?

Ja. Wir sind hier 1997 hierher gezogen. Das war gerade in der Zeit, als Herr Landowski verkündete, das Haus soll abgerissen werden. Genau wie das Kreuzberger Zentrum (Wohnanlage in Kreuzberg), das sollte auch weggerissen werden. Die Bewohner hier fanden das nicht gut. Zu dieser Zeit sind eine ganze Menge neue Leute eingezogen. Und die waren wach.

Wieso sind Sie hier eingezogen?

Meine alte Wohnung war mir zu klein. Ich wohnte in Charlottenburg. Ich habe eine Freundin, die von der ersten Stunde an hier gewohnt hat. Deswegen kannte ich das hier. Ich habe zwar immer gesagt, hier will ich nicht wohnen, nie im Leben. Dann habe ich mir die Wohnung angeschaut und mich entschieden einzuziehen. Die jetzige Wohnung ist etwas größer.

Das sind schöne Wohnungen.

Ich habe es auch nicht bereut, dass ich hierher gekommen bin. Mit mir sind noch viele andere neu eingezogen. Wir waren nicht so verschlafen wie die alten Mieter und haben neue Energie mitgebracht. 1998 kam Frau Dr. Ziemer und mit ihr der erste Präventionsrat. Frau Dr. Ziemer war damals noch Bürgermeisterin von Schöneberg. Sie kam beim Präventionsrat auf uns zu, ob wir nicht einen Mieterbeirat gründen wollten. Einige von uns haben zugestimmt. Dann hat uns Herr Fritsch, der Geschäftsführer der Eigentümergesellschaft, eine Wohnung zur Verfügung gestellt, wo wir uns treffen konnten. Die ersten Male haben wir uns noch mit Frau Dr. Ziemer zusammen getroffen, später allein. 1999 kam das Quartiersmanagement dazu, das uns dann unterstützt hat.

Ich verstehe nicht, die Wohnanlage sollte doch abgerissen werden?

Der Senat wollte abreißen, weil es nicht so rentabel war, weil 125 Wohnungen leer standen. Es gab Vandalismus ohne Ende, Kriminalität ohne Ende.

Wem gehört denn die Wohnanlage?

Das ist eine Fondsgemeinschaft.

Vom Land unterstützt?

Ja. Es handelt sich um einen Wohnungsbau, der im Rahmen des zweiten Förderungsweg des öffentlich geförderten Wohnungsbaus entstanden ist. Die Förderung läuft 2006 aus. Viele Mieter sind vom Wohnungsamt und vom Sozialamt hier hineingesetzt worden. Als einige Obdachlosenasyile geschlossen wurden, haben sie einen Teil der Bewohner hier untergebracht. Es gab ja genug leere Wohnungen. Daher kommen natürlich auch der Vandalismus und die Kriminalität. Das waren nicht alles nur nette Leute, die hier in dieses Haus hereinkamen.

Das heißt, der Bezirk war mit dem Abriss nicht einverstanden?

Nein. Auch die Mieter waren nicht damit einverstanden. Und Frau Dr. Ziemer auf gar keinen Fall. Sie hat gesagt, da muss etwas getan werden, deshalb hatte sie den Präventionsrat eingerichtet. Die Mieter sind ein bisschen wach gerüttelt worden und haben ein offenes Ohr für unseren neu

¹ Siehe auch Interview von Ingrid Sander und Beate Miculcy

gegründeten Mieterbeirat bekommen. Und 1998 kam auch Herr Fritsch hierher, der Geschäftsführer der Eigentümergesellschaft, der mit dem Mieterbeirat sehr gut zusammengearbeitet hat.

Unsere erste Aktion war es, dafür zu sorgen, dass die Flure neu gestrichen werden. Sie waren voll mit Graffiti beschmiert. Es war unmöglich, durch diese Flure zu gehen. Es war wirklich gruselig. In jeder Etage haben wir die Mieter angesprochen. Es gibt ja die Hausnummern 6a, 6 und 28. Mit dem Hochhaus sind es eigentlich drei Häuser. Wir haben die Mieter gefragt, ob sie bereit wären, ihren Flur zu streichen, wenn Herr Fritsch die Farbe stellt. Alle waren damit einverstanden. In jeder Etage wurde dann gearbeitet, der eine hat gestrichen, die andere hat Kaffee gekocht, die dritte hat Schnittchen gemacht, und so wurden im ganzen Haus die Flure neu gestrichen.

Ich habe gelesen, dass 60% der Bewohner nicht aus Deutschland sind.

Ja. Die haben auch mitgemacht.

Gab es Konflikte?

Hier gibt es eigentlich keine Konflikte. Sie hat es nie gegeben. Die Leute haben nebeneinander her gelebt, nicht miteinander. Wenn der Nachbar ein Türke war und der andere ein Deutscher, haben sie sich vielleicht begrüßt, mehr nicht, aber es gab keine Konflikte.

Wer hat denn die Wände voll geschmiert?

Na die Jugendlichen. Wir hatten auch viele Drogenabhängige in den Treppenhäusern.

Und sie haben da Drogen gespritzt?

Ja. Wenn das Haus offen ist, dann besteht die Gefahr. Es war alles schmutzig. Und wo etwas schmutzig ist, wird weiter Schmutz gemacht. Wenn erst ein Graffiti da ist, kommt das nächste unter Garantie dazu. So ist das halt. Nachdem wir das ganze Haus gestrichen haben, hat es nie wieder so viele Graffitis gegeben. Denn die Leute, die die Wände selbst gestrichen haben, haben darauf geachtet, dass ihre Arbeit nicht zerstört wird. Das war das Wichtigste bei dieser Aktion. Danach war es für die Mieter viel angenehmer, durch die Flure zu gehen. Sie waren hell und freundlich.

Das heißt, man hat gemerkt, es geht wieder aufwärts.

Ob es nach oben ging, war damals noch gar nicht klar. Aber es war mal ein Anfang.

Dann erzählen sie weiter.

Dann gab es das Problem mit den Eingängen. Sie waren alle verrottet. Jemand, der hier eine Wohnung mieten wollte, ist hierher gekommen, hat die Eingänge gesehen und ist wieder nach Hause gegangen. Nur wer trotzdem bis zu den Wohnungen vorgedrungen ist, der hat sie auch genommen, weil sie so schön sind. Dann hat Herr Fritsch alle Eingänge erneuert, die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung hat sich finanziell beteiligt.

Die waren zu dieser Zeit einverstanden, das es nicht abgerissen wird?

Ja natürlich. 1999 kam auch das Quartiersmanagement her. Als die Eingänge neu gemacht waren, wurden sie toll eingeweiht. Und die Mieter haben gemerkt, hier passiert etwas.

Wenn die Eingänge und die Treppenhäuser schlecht sind traut man sich nicht, jemanden nach Hause einzuladen.

Wir vom Mieterbeirat haben immer wieder mit Herrn Fritsch gesprochen, dass hier gebaut werden muss, damit die Leute etwas sehen, insbesondere, wenn die Arbeit still lag - auch wenn der Sand nur von einer Seite zur anderen geschaufelt wird. Dann haben wir die Bewohner aktiviert. Im Hof gibt es einen großen Buddelkasten, dessen Sand endlich einmal ausgetauscht werden müsste. Herr Fritsch

ließ den Sand ankarren, und wir haben Mieter aktiviert, die dann den alten Sand herausschaufelten und neuen einfüllten. Dafür hatten sich ganz viele Mieter gemeldet. Der Sandaustausch war eine große Aktion, die wir 1999 in Zusammenarbeit mit dem Quartiersmanagement durchgeführt haben. Allein hätten wir das nicht gekonnt. Später haben wir auf dem Hof den ersten Trödelmarkt abgehalten. Es war unser Bestreben, dass die Leute miteinander reden. Und wo tut man das besser, als auf einem Markt. Deutsche, Türken und Araber, alle waren auf dem Hof und haben verkauft. Da fingen die Leute an, sich untereinander auszutauschen.

Man muss schauen, was es für Gemeinsamkeiten gibt.

Verkaufen und anbieten, das liegt ja in der Natur der Orientalen. Es liegt ihnen mehr als uns. Das hat ihnen einen Riesenspaß gemacht. Nach dem Trödelmarkt folgte das erste Kinderfest, dann der Weihnachtsbasar. Der Eigentümer hat diese Aktivitäten des Mieterbeirats finanziell unterstützt, in jedem Jahr waren es 500 Euro. Im Jahr 2000 haben wir diese Kakerlakenaktion gemacht. Es war hier ganz schlimm mit den Kakerlaken, ekelhaft. Wir haben die Mieter Etage für Etage angesprochen und sie gebeten, zu Hause zu sein und die Tür zu öffnen, wenn der Kammerjäger kommt. Das hat auch reibungslos funktioniert.

Früher war es wohl so, dass der Eigentümer zwar bereit war, etwas zu tun, die Mieter haben aber ihre Tür nicht aufgemacht.

So kann man das auch nicht sagen. Da gab es Herrn Fritsch noch gar nicht, sondern nur die universelle Hausverwaltung. Es hat sich hier gar nichts getan. Wir hatten zwar drei Hausmeister. Aber für baulichen Veränderungen oder Verschönerungen hat sich niemand interessiert. Das fing wirklich erst an, als Herr Fritsch kam.

Aber er ist erst 1998 gekommen, das waren zwei Jahre später.

Wir können ja nicht alles auf einmal machen. Das geht ja nicht. Wir mussten ja erst einmal den Kontakt zu den Mietern bekommen. Wir hätten denen zehnmal erzählen können, sie sollen zu Hause sein, da hätten sie nur gesagt, was wollen die denn von mir. Wir müssen uns erst einmal kennen lernen. Der Dialog muss stimmen. Dann müssen die Mieter wissen, ob sich wirklich etwas bewegen wird. Erst dann sind sie bereit mitzumachen.

Ich habe trotzdem nach. Normalerweise braucht man nur ein Schreiben zu machen, wenn es Kakerlaken gibt, denn jeder muss ein Interesse daran haben, sie zu beseitigen.

Das war hier nicht so. Es wurde zwar mal eine Kakerlake gemeldet. Daraufhin kam auch so ein Vernichtungsmensch in die eine Wohnung, um das Ungeziefer zu beseitigen. Als alles sauber war, sind die Kakerlaken aus der Nachbarwohnung wieder herübergekommen. Um das Problem in den Griff zu bekommen, müssen die Mieter sich kennen, zumindest den Mieterbeirat. Sonst geht gar nichts. Wenn ich hier über den Hof gehe, - ich wohne hier noch nicht einmal sieben Jahre - komme ich kaum zum Einkaufen, weil dann alle rufen: „Hallo Irmchen, komm mal her, ich muss dir mal was sagen“. Das ist einfach so. Das ist das, was unheimlich wertvoll ist. Manchmal belastet es mich auch ein bisschen, trotzdem finde ich es sehr schön. Die Mieter kommen auch zu mir. Sie wissen, da ist das Quartiersmanagement und da sitzt die Frau Nowakowski oder Irmchen. Da gehen wir jetzt mal hin und beschweren uns. Man muss sich alles anhören. Das ist ganz wichtig. Man muss den Leuten das Gefühl geben, das man ihnen zuhört.

Haben sie das Gefühl, das das Jammern ist?

Nein. Jammern ist es nicht. Es gibt einige, die jammern und einige, die konstruktiv sind. Es gibt auch welche, die nur schimpfen. Jammerlappen gibt es überall.

Sie haben gesagt, sie hatten einen Balkonwettbewerb?

Wir haben wir erst einmal mit einer Pflanzaktion angefangen. Ganz oben auf dem Hochhaus befindet sich die Terrasse mit ganz großen Kübeln, die wir bepflanzen wollten, gemeinsam mit Müttern und

Kindern. Herr Fritsch hatte die Pflanzen und die Erde gestellt. Die Eltern haben Blumen mitgebracht, und dann haben wir mit einem großen Fest die Kübel bepflanzt. Die Terrasse war voll wie nie. Die Kinder hatten einen riesigen Spaß daran. Das haben wir zwei Jahre lang gemacht. Als ich gesehen habe, dass das so viel Spaß gemacht hat, haben wir dann nächstes Jahr den Balkonwettbewerb gemacht. Denn es stand immer viel Müll auf den Balkonen. Das konnten wir allein nicht ändern. Wir mussten uns irgendetwas einfallen lassen, dass die Leute den Müll dort wegnehmen, und haben diesen Balkonwettbewerb durchgeführt. Wenn ich da wunderschöne Blumen pflanze, will ich nicht mehr den alten Sperrmüll sehen. Damit haben wir zwar nicht alles, aber einen ganzen Teil schöner gemacht. Das war auch ein voller Erfolg. Frau Dr. Ziemer vergibt immer die Prämien. Wir verteilen Urkunden. Darüber freuen sich die Leute sehr. Diese Wertschätzung ist ein ganz tolles Gefühl für sie, und das ist wichtig.

Es gibt immer mehr Gemeinsamkeiten. Bei Grünanlagen beteiligen sich die Leute immer sehr gern. In Marzahn² sollen jetzt internationale Gärten angelegt werden. Da machen die Leute mit, lernen einander kennen und entdecken die andere Kultur.

Hier konnte man eigentlich keinen Garten anlegen. Nur dort hinten, da haben vor zwei Jahren ein paar Mieter eine winzige Grünfläche geschaffen. Aber sie kümmern sich nicht sehr darum. Hier ist eben eine ganz andere Situation als in anderen Gebieten. Es ist wie in einem kleinen Dorf, das darf man nicht vergessen. Hier wohnen Tante, Onkel, Bruder und Schwester. Die Tante kocht, und Bruder und Enkel müssen bei der Tante essen. Wenn der Onkel krank ist, dann müssen die anderen Verwandten für ihn kochen. Es ist nicht so, das hier die Mutter wohnt und in Spandau (Peripherie von Berlin) der Onkel. Dann würden sie zu Hause Langeweile haben. So weit fahren wollen sie nicht. Aber da sie alle hier wohnen, sind sie mit ihren Familien voll ausgelastet. Alles kreist um die Familie. Deswegen haben sie wenig Zeit, irgendetwas anderes zu machen. Ich höre das immer wieder. Sie machen immer irgendwas. Wenn man kommt, sagen sie Irmchen: „Das kann ich nicht, aber ich kann was kochen. Dann bring ich dir das runter.“ Für die Pflege eines Gartens haben sie einfach keine Zeit, weil hier Familien so eng zusammenleben.

Das ist ja interessant.

Angenommen hier wohnt Perisade, und ihre Schwester würde jetzt in der Winterfeldtstraße (Schöneberg) wohnen. Dann müsste Perisade aus dem Dorf heraus gehen. Das wäre schon nicht mehr interessant. Das würde sie dann nicht mehr so oft tun. Wenn alle hier sind, dann besuchen sie sich dauernd. Aber sie bleiben im Pallasseum. Alles spielt sich drinnen ab. Deswegen haben sie so wenig Zeit. Alle haben viele Kinder, die versorgt werden müssen. Die Männer kommen nachmittags nach Hause, und die Frauen müssen kochen. Sie fangen manchmal schon um elf Uhr an, damit sie um vier Uhr fertig sind. Da wird ja immer aufgefahren. Und sie haben laufend Gäste, irgendjemand kommt immer. Das ist das Problem hier. Man kann sie alle aktivieren. Und sie machen auch alle mit. Aber man darf ihnen nicht so viel Zeit stehlen.

Sind Frauen im Prozess der Bürgerbeteiligung aktiver als die Männer?

Ja. Das ist so, weil die Männer meistens arbeiten. Was ich festgestellt habe, ist, dass die Männer sehr viel in die Moscheen gehen. Die Frauen übernehmen den aktiveren Teil. Die Männer arbeiten entweder oder gehen in ihre Moschee, um zu beten. Das finde ich auch alles richtig. Ich weiß nicht, wie es in den Familien ist, ob da der Mann das Sagen hat. Nach außen hin ist die Rolle der Frau natürlich viel größer.

Es ist auch wichtig, dass man Treffpunkte schafft. Gibt es hier einen Bewohnertreffpunkt?

Ja. Der Bewohnertreff ist auf Anregung des Quartiersmanagements geschaffen worden, weil die Mieter ihn gerne wollten. Er ist in den Durchgängen eingebaut worden. Die Räume stellt der Eigentümer den Betreibern, einem eingetragenen Verein, kostenfrei zur Verfügung. Frauen aus dem Pallasseum bewirtschaften ihn. Sie fühlen sich da sehr wohl und bekommen ihre Bestätigung, wenn sie Brötchen machen und wenn sie den Männern, den Handwerkern, etwas servieren. Sie kommen in einen Arbeitsprozess. Es gibt hier viele Frauen, die haben gar nicht oder nur ganz wenig gearbeitet.

² Großsiedlung an der östlichen Peripherie Berlins

Viele Langzeitarbeitslose sind Frauen. Für sie ist das wie Arbeit. Und dann kommt auch mal ein Mann und sagt, das hast du aber toll gemacht. Dann werden sie gleich ein bisschen größer. Der hat gesagt, das hab ich toll gemacht. Das ist von unschätzbarem Wert für die Leute, um wieder mal ein Selbstwertgefühl zu bekommen.

Wenn Leute keine Arbeit haben, haben sie auch keine soziale Anerkennung.

Die bekommen sie jetzt. Das ist ganz wichtig für die Frauen. Im November vor drei Jahren wurde der Bewohnertreff gegründet. Von dieser Stunde an sind immer dieselben Frauen da. Ich habe ihnen damals vier Wochen gegeben, bis sie keine Lust mehr haben. Sie sind noch immer eifrig dabei. Ich finde das so schön. Und es ist auch ein Raum, in dem man ein bisschen tratschen kann. Das ist wichtig. Das braucht man.

Ohne dass es zu Hause ist.

Genau. Es ist nicht in ihren vier Wänden. Es ist außerhalb. Und da kann man sich mal so richtig über jemand ablassen. Man muss sich auch mal Luft machen können. Oder irgendetwas erzählen. Dann gibt es da eine Aktivfrauengruppe. Die wird jetzt geleitet von der Frau Örlitz, die auch eine Bewohnerin ist. Als 1999 das Quartiersmanagement hierher kam, gab es hier ein ABM-Projekt, das Projekt ZAG – Zukunft aktiv gestalten.

Wieder eine Art Hilfe zur Selbsthilfe?

Genau. Und in diesem Zusammenhang wurden zwei Frauengruppen gegründet. Frau Örlitz übernahm die Gruppe mit türkischen Frauen, und ich hatte die Frauengruppe Wildgänse. Das waren die deutschen Frauen. Wir haben immer versucht, die deutschen Frauen mit den türkischen Frauen zu verknüpfen. Aber das ist uns leider nie gelungen. Es soll wohl auch so sein, dass jede Gruppe ihre Sachen beredet. Die türkischen Frauen haben Kinder und Familien. Die haben ganz andere Interessen als diese deutsche Frauengruppe, von der die meisten Mitglieder keine Kinder haben und schon etwas älter sind. Wir haben aber zusammen Feste gefeiert. Das hat auch Spaß gemacht, aber wenn wir dann gesagt haben, wir treffen uns mal alle zusammen, war die Begeisterung nicht so groß. Jetzt haben wir es so gelassen. Wenn sie das Bedürfnis haben, können sie zusammenkommen. Und wenn sie das Bedürfnis nicht haben, kommen sie halt nicht zusammen. Die Wildgänsegruppe gibt es nicht mehr, denn ein Teil der Frauen betreibt jetzt den Bewohnertreff. Sie brauchen keine Gruppe mehr, sie sehen sich ja jeden Tag.

Beim Bewohnertreff gibt es auch türkische Frauen?

Die türkischen Frauen nutzen ja den Bewohnertreff und deshalb sollen sie auch etwas dafür tun. Bisher arbeiten dort zwei Frauen. Jetzt kommen noch zwei dazu, die einmal in der Woche Dienst machen. Mittwochs machen die türkischen Frauen ihren großen Raum sauber, in dem sie sich treffen.

Zurück zu den baulichen Änderungen. Es gab so viel Vandalismus. Es gab Drogenabhängige. Und trotzdem war der Architekt der Meinung, die Wohnanlage nicht nach außen abzuschließen.

Man wollte ja kein Ghetto schaffen. Das sollte kein Gefängnis werden. Nein. Das ist Sache der Bewohner zu verhindern, dass immer wieder fremde Leute eindringen. Heute ist das so, wenn jemand im Treppenhaus sitzt, wird sofort angerufen, oder jemand kommt zu mir herunter und sagt Bescheid, dass jemand im Treppenhaus sitzt. Dann rufe ich den Hausmeister an, damit er dahin geht. Das ist unsere Sache. Ich bin Bewohnerin. Es ist meine Sache, mein Haus sauber zu halten und es nicht einfach zu verschließen. Wenn ich es zumache, dann habe ich resigniert. Dann bin ich ja auch nicht mehr aktiv. Dann mache ich mich auch zu. Man muss das Haus weiter offen lassen, aber die Bewohner aktivieren, selbst wachsam zu sein und zu sagen, wenn etwas nicht stimmt. Das ist wichtig.

Das ist ein ewiger Prozess.

Der Vermieter hat hier eine ganz tolle Lösung gefunden, und zwar für die Art der Verglasung. Diese Verglasung war ja vorher schon da, aber total zerschlagen. Das war weißes Gitterglas. Man konnte nicht durchsehen. Mit der jetzigen Verglasung hat er es erreicht, dass jeder beobachtet werden kann, der im Treppenhaus ist. Und allein dadurch hat er es geschafft, dass sich keiner mehr hinsetzt, der

Unrechtes machen will. Denn er spürt, dass er von irgendwo beobachtet wird. Das war natürlich die ideale Lösung für die Treppenhäuser.

Sie arbeiten jetzt beim Quartiersmanagement. Können sie darüber ein bisschen erzählen?

Ich arbeite seit 1999 im Quartiersmanagement im Rahmen eines Beschäftigungsprogramms für über 55-jährige, es wurde vom Projekt „ZAG - Zukunft aktiv gestalten“ unterstützt. Und auch nur deshalb, weil ich mit den Leuten kann. Ich habe nichts studiert. Aber ich habe auch nicht das Problem, auf Leute zuzugehen. Und die Leute haben auch mit mir kein Problem. Das Knüpfen von Kontakten, das ist eigentlich meine Arbeit hier beim QM. Ich ermögliche, dass die Leute kommen, hier alles kennen lernen und die Scheu verlieren. Ich habe früher auch nicht gewusst, was Quartiersmanagement ist. Ich habe gesagt, was ist das? Machen die jetzt hier Quartiere? Ich finde das sowieso einen äußerst blöden Namen. Und wenn einer aus der Türkei kommt, der kann mit so etwas überhaupt nichts anfangen. Ich habe immer gesagt, ihr solltet euch mal einen anderen Namen zulegen, damit die Leute kommen, damit die Leute sich damit identifizieren können. Mit Quartiersmanagement kann ich mich bis heute nicht identifizieren. Ich finde dieses Wort unmöglich. Wenn man mit einfachen Bewohnern arbeitet, die noch nicht einmal deutsch sprechen, sollte man sich einen Namen suchen, unter dem sie sich etwas vorstellen können.

Stimmt. Der Name der Wohnanlage...

...ist entstanden durch einen Namenswettbewerb. Da konnten die Mieter Namen einreichen, und Herr Fritsch hat die Preise zur Verfügung gestellt. Und ein junges Mädchen, sie war damals 12, hat diesen Namen Pallasseum vorgeschlagen. Er hat auch der Jury gleich gefallen. Früher hieß es „Wohnen am Kleistpark“ und wurde als „Sozialpalast“ genannt jetzt „Pallasseum Wohnbauten KG“. Der Vermieter hat das gleich vereinnahmt, der fand das richtig toll. Es wurde hier auch eine große Einweihung gefeiert. Dort habe ich gemerkt, dass die Leute sehr zufrieden waren, dass es nicht mehr „Sozialpalast“ heißt. In der Öffentlichkeit wird das Haus noch unter diesem Namen gehandelt. Aber hier immer weniger. Man muss sich mit der Presse auseinandersetzen, dass sie auch Pallasseum sagen, wenn sie darüber berichten. Ich habe überhaupt keine Probleme, das zu tun. Ich habe schon einiges erreicht. Die Abendschau sagt immer brav Pallasseum. Darauf bin ich richtig stolz.

Es geht auch um das Image.

Ja genau. Ich finde, wenn die Medien „Sozialpalast“ sagen, ist das unmöglich, weil sie damit unsere ganze Arbeit kaputt machen. Da habe ich an die Abendschau geschrieben und habe mich selbst mit der Abendschau unterhalten. An demselben Abend haben sie zwei Mal Pallasseum gesagt. Da bin ich fast von meinem Sessel gefallen vor Freude. Und seitdem geht es einigermaßen. Die sagen zwar immer noch: der „ehemalige Sozialpalast, jetzt Pallasseum“. Irgendwie müssen sie es ja noch unterbringen.

Was für einen Eindruck haben sie, wie wird sich das Pallasseum weiter entwickeln?

Ich bin jetzt fünf Jahre hier. Es ist enorm, wie sich das in dieser kurzen Zeit entwickelt hat. Das kann man überhaupt nicht in Worte fassen. Es gibt viele, die früher hier gewohnt haben, die mal wieder herkommen oder jemanden besuchen. Die sagen, was ist denn hier los, ist ja Wahnsinn. Alle sagen das. Da kann man nur allen Bewohner und Beteiligten danken. Ohne sie wäre das nicht gegangen. Das sollte man nie vergessen.

Wohnen die Mieter von damals noch immer dort?

Ja. Es sind neue dazu gekommen. Herr Fritsch hatte letztes Jahr ein Fest gemacht für die Mieter, die am längsten hier wohnen. Das waren noch 32 Mietparteien, die 1976 hier eingezogen sind. Er hat zu Kaffee und Kuchen eingeladen, und jeder hat 50 Euro von ihm bekommen. Das war wunderschön. Ein richtig nettes Fest. Da haben sich die Mieter sehr darüber gefreut. Welcher Vermieter macht so etwas schon.

Es gibt Mieter, die haben unheimlich viele Probleme, und man sagt, man schafft das nicht, sie zu integrieren.

Es gibt hier immer noch Mieter, die wir nicht umpolen konnten. Aber da müssen wir halt mit leben. Das gibt es in Steglitz, in Zehlendorf. Überall gibt es solche Mieter. Warum soll es die nicht im Pallasium geben.

Aber jetzt haben sie weniger Platz.

Ja. sie haben jetzt weniger Platz sich auszubreiten. Das ist richtig. Aber so was muss es einfach geben. Das gibt es überall: Mieter mit denen man nicht einverstanden ist.

QUELLE:

Bürgerbeteiligung in Berlin - 23 Interviews 2004

Autorin: Hélène Bernard, Architecte D.P.L.G.

Redaktion: Hélène Bernard, Christiane Borgelt, Vesna Djordjevic

Grafik: Hélène Bernard, Gudrun Steger

Auftraggeber: Ministerium für Infrastruktur, Verkehr, Wohnungswesen, Tourismus und Meer der Republik Frankreich (Ministère de l'Équipement, des Transports, du Logement, du Tourisme et de la Mer), Planung Städtebau Bauen Architektur (PUCA - Plan Urbanisme Construction Architecture)

Kontakt: Hélène Bernard, E-Mail: helene.bernard@snafu.de

S. 117 - 124